

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

Menschen mit einer Behinderung und Medien - ich könnte mir vorstellen, das einiges, was Sie hören wollen, und einiges, was Sie zu hören erwarten, in dieser Vorlesung nicht, oder nur zum Teil zum Tragen kommt. Ich bin kein Wissenschaftler, obwohl ich in früheren Jahren natürlich gelernt habe, wissenschaftlich zu arbeiten. Ich bin Praktiker, der als Geschäftsführer und Leitender Redakteur eines kleinen Fernsehanbieters seit mehr als zwanzig Jahren Medienarbeit im privaten und öffentlich-rechtlichen Fernsehen macht. Daher liegen mir auch theoretische Überlegungen wenig. Ich will Sie mit Tatsachen konfrontieren, mit denen wir, die Medienmacher, es täglich zu tun haben, und auf diese Weise bei Ihnen Verständnis für die Medienrealität wecken. Nur wenn wir das System und die Mechanismen verstehen, werden wir auch Einfluss auf sie ausüben können. Und dies ist unabdingbar, wenn Menschen mit Behinderungen in den Medien präsent bleiben wollen, und damit – letztendlich – auch in der Gesellschaft. Es geht hier um eine nüchterne Analyse. Ich habe nicht die Absicht, Vorurteile zu verstärken, und ebenso wenig den Wunsch, mich an die Klagemauer zu stellen und die Problematik einzig und allein aus unserer Perspektive, der Perspektive der Menschen mit Behinderung, zu diskutieren. Natürlich ist mir bewusst, dass wir es hier mit „Disability Studies“ zu tun haben, was ein etwas anderes Vorgehen als bei anderen Vorlesungen nötig macht. Und trotzdem: Wir sind ein Teil der Gesellschaft und sollten uns nicht immer als losgelöstes Segment von ihr und in Opposition zu ihr sehen. Das heißt nun nicht etwa, dass es nicht ernstzunehmende Kritikpunkte gäbe. Es bedeutet aber sehr wohl, dass diese Kritikpunkte nicht als ausschließlich auf uns bezogene Phänomene betrachtet werden sollten sondern als Erscheinungen, die einen gesamtgesellschaftlichen Kontext haben. Nicht nur bei diesem Thema meine ich, dass wir auch in der so genannten "Behindertenbewegung" einen Paradigmenwechsel vornehmen müssten. Die bisher in unseren Kreisen weit gehend vorherrschende Defensivstrategie "Gebt uns dieses oder jenes, damit wir in der Gesellschaft mit euch gleich gestellt sind" müsste abgelöst werden durch eine Offensivstrategie "Gebt uns dieses oder jenes, weil es für die Gesellschaft als Ganzes vorteilhaft ist". Als mündige Bürger dieser Gesellschaft stellen wir Forderungen auf, weil wir uns für die Gesellschaft verantwortlich fühlen. Eine Verbesserung der Situation von Menschen mit einer Behinderung in den Medien - und sie ist zweifellos anzustreben - muss zwangsläufig auf Dauer positive Auswirkungen auf die Qualität der Medien schlechthin haben. Dies käme dann nicht nur den direkt Betroffenen zugute, sondern wäre unser Beitrag zur Fortentwicklung einer humaneren Gemeinschaft.

Der erste Kritikpunkt, den man in Zusammenhang mit der Thematik "Behinderung und Medien" hört, betrifft den quantitativen Aspekt von Menschen mit einem Handicap in Funk, Fernsehen und Zeitung. Der immer wieder erhobene Vorwurf lautet, Menschen mit Behinderungen würden in den Medien zu wenig Berücksichtigung finden. Diese Behauptung lässt sich zwar rein statistisch vertreten, aber in gewisser Weise auch entkräften. Je nachdem, welchen Blickwinkel man einnimmt, wird man der Aussage zustimmen können oder sie ablehnen. Gehen wir von den rund zehn Prozent der Bevölkerung aus, die eine mehr oder minder offensichtlichere Behinderung aufweisen, so müssen wir selbstverständlich einräumen, dass Menschen mit einer Behinderung unterrepräsentiert sind. Selbst wenn ein Großteil von Behinderungen unsichtbar ist, wird sich diese reale Quote kaum in den Medien widerspiegeln. Aber ist es die Aufgabe der Medien alle Bevölkerungsgruppen quantitativ exakt abzubilden? Müssen wir dann der political correctness halber die religiöse, die ethnische, die politische Ausrichtung in der Berichterstattung und in fiktionalen Formaten akribisch berücksichtigen? Wir bräuchten dann in einer Fernsehserie oder einem Spielfilm nur noch auf die korrekte demografische Aufschlüsselung achten. Ob daraus noch eine vorzeigbare Handlung zu konstruieren ist, bleibe dahin gestellt. Es kann folglich nicht um eine mathematische eins-zu-eins Abbildung gehen.

Das Bild von Menschen mit einer Behinderung wird in den Medien jedoch nicht nur durch die Zahl sondern vor allem auch durch die Qualität des Dargestellten bestimmt. Wenn Sie wie ich über zwanzig Jahre im Mediengeschäft tätig sind, werden Sie sehr wohl eine Entwicklung beobachten können, die man 1984 noch nicht für möglich gehalten hätte. Damals war das Auftauchen einer behinderten Person auf dem Bildschirm geradezu eine Sensation. Ich erinnere nur an die Fernsehreihe "Unser Walter", die im Jahre 1974, als eine Art Eintagsfliege, eine ganze Nation in Atem hielt. Was war das Besondere an dieser Serie? Damals wurde das erste Mal im deutschen Fernsehen ein authentisches behindertes Kind, ein Junge mit Down-Syndrom, in eine Spielhandlung integriert. Obwohl es sich nur um eine einzige Serie handelte, war die Wirkung weit tiefer greifender als heute, wo Menschen mit einer Behinderung in Serien oder Fernsehspielen nicht mehr die sensationelle Ausnahme bilden. Man kann natürlich einwenden, dass es damals viel weniger Programme gab. Dennoch ist dies sicherlich nicht der einzige Grund für die unterschiedliche Rezeption von Behinderung in den Medien. Behinderung ist heute zum Glück im Bewusstsein der Bevölkerung etwas Natürlicheres geworden, als es noch vor zehn oder zwanzig Jahren der Fall war. Daher wird das Auftreten eines Bobby Brederlow, einer Christine Urspruch oder ei-

nes Erwin Aljukic nicht mehr die gleiche Aufmerksamkeit erregen wie zu jener Zeit. Dies mag man bedauern; im Grunde jedoch ist es eher ein positives Zeichen.

Noch ein weiteres Wort zur quantitativen Darstellung von Menschen mit Behinderungen in den Medien. Ich bin mir nicht sicher, ob nicht ein Zuviel unserer eigentlichen Intention sogar abträglich sein könnte. Immer wieder stelle ich fest - nicht nur in Bezug auf Menschen mit einer Behinderung - dass der Einzelne in seinem Anderssein sehr wohl von der Umgebung akzeptiert wird, solange er Individuum bleibt. Dort jedoch, wo das Individuum zu einem Kollektiv wird, stellen sich anscheinend unvermeidlich Ängste bei den übrigen Teilen der Gesellschaft ein, die sich offenbar in ihrer Identität bedroht fühlen. Dies führt zu Abwehrreaktionen, die nicht in unserem Interesse liegen können. Verstehen Sie mich bitte nicht falsch: Ich fordere nicht die Rückkehr in die Unscheinbarkeit. Ich möchte nur einem Vorgehen das Wort reden, das behutsam und sensibel mehr auf Qualität denn auf Quantität setzt. Ich halte es zum Beispiel sehr wohl für überlegenswert, dass man auch in Deutschland, ähnlich der amerikanischen Subventionspolitik für Filmproduktionen, nur dort Zuschüsse gewährt, wo mindestens ein Mensch mit sichtbarem Handicap in das Drehbuch integriert wird. Dies kann ganz simpel ein Blinder sein, der über die Straße geht, ein gehörloses Ehepaar, das sich in einer Hotellobby in Gebärdensprache unterhält, oder ein Rollstuhlfahrer, der einen Bürgersteig entlang rollt. Manchem wird dies zu wenig sein. Es ruft aber einerseits in Erinnerung, dass es in unserer Gesellschaft Menschen mit einem Handicap gibt, andererseits wird nicht jeder Film mit einem behinderten Darsteller zu einem Melodrama aufgewertet, womit natürlich nicht unbedingt die Berechtigung von Melodramen in Frage gestellt werden soll.

Wenn ich vom Gegensatzpaar Qualität - Quantität spreche, so bieten sich beispielhaft die so genannten Boulevardformate à la "Brisant" (ARD), "Explosiv" (RTL) oder "taff" (Pro 7) an. Wie Ingo Bosse in seiner kürzlich veröffentlichten Dissertation „Behinderung im Fernsehen – Gleichberechtigte Teilhabe als Leitziel der Berichterstattung“, Dortmund 2005, festgestellt hat, werden durchschnittlich in vier von fünf Ausgaben dieser Sendungen Themen behandelt, die sich mit behinderten Menschen befassen. Der Aspekt der Quantität ist folglich geradezu übererfüllt. Auch sind die Betroffenen weit gehend Sprecher in eigener Sache. Dies sagt jedoch nichts aus über die Art und Weise und die Intention mit der Behinderung und die Träger einer solchen einem wenig informierten Publikum nahe gebracht werden. Generell muss man von zwei Hauptrichtungen sprechen, in denen sich die Fernsehberichterstattung erschöpft. Zum einen werden Menschen mit Behinderung vorgestellt, die nach herkömmlicher Meinung ungewöhnliche Leistungen erbringen.

In diese Kategorie gehören Reportagen über behindertensportliche Ereignisse, wie die Paralympics, über außergewöhnliche Einzelaktionen (z.B. "Blinder bezwingt Nanga Parbat", "Einbeiniger radelt um den Globus") und über die Bewältigung beruflicher Herausforderungen, die einem behinderten Menschen gemeinhin nicht zugetraut wird. Hier legt man Normen von so genannten Nichtbehinderten an Personen an, die man üblicherweise außerhalb solcher Normen stehend ansieht. Im Gegensatz dazu werden Betroffene als ausschließlich hilfsbedürftige Wesen dargestellt, wobei man bewusst oder unbewusst an das Mitleid der Außenstehenden appelliert. Diese Ausrichtung lässt den Einzelnen als unselbständiges, auf die Zuwendung der Solidargemeinschaft angewiesenes Individuum erscheinen. Batman oder Bettler – zwischen diesen beiden Polen scheint es nichts zu geben, was es wert wäre, vermittelt zu werden. Beide Tendenzen sind gleich weit vom Ziel einer zusammengehörigen Gesellschaft entfernt, indem sie entweder den Betroffenen auf ein erhöhtes Podest stellen oder umgekehrt außerhalb jeglicher sozialen Verpflichtung als ausschließlich Nehmenden. Unbestritten ist es das Recht, ja die Pflicht, der Medien, gesellschaftliche Missstände aufzudecken. Wenn jedoch der Betroffene nur noch als Vehikel genommen wird, um eine aufreißerische Story an die Frau oder den Mann zu bringen, muss man sich nach den Konsequenzen eines solchen Vorgehens fragen. Nicht mehr der Mensch steht im Mittelpunkt, sondern eine Idee, oder im schlimmsten Fall eine Ideologie. Es würde den Rahmen dieser Vorlesung sprengen, zu analysieren, inwieweit sich ein nicht unbeträchtlicher Teil der Betroffenen durchaus gerne in diesen Rollen wieder findet. Ingo Bosse ist nicht behindert, Sonderpädagoge. Seine Analyse scheint mir das Wünschenswerte zum bereits Erreichten umzufunktionieren, wenn er z.B. schreibt: „Die Gleichstellung behinderter Menschen ist zum Teil bereits vollzogen und findet sich im Leitmedium Fernsehen wieder. Damit bietet diese Sozialisationsinstanz dem Teilhabegedanken entsprechende Identifikationsangebote".

Batman oder Bettelmann – Zweifellos sind die Unterschiede nicht mehr so krass wie zu Zeiten von "Aktion Sorgenkind". Doch auch heute fehlt noch häufig das gesunde Mittelmaß. Vergeblich sucht man in der Regel nach dem Alltag von Menschen mit einer Behinderung, nach den kleinen, unscheinbaren Hindernissen, die zwar keine skandalträchtigen Schlagzeilen abgeben, aber uns das Leben sehr erschweren. Ich denke zum Beispiel an das Öffnen einer Wasserflasche und das Eingießen des Inhalts in ein Glas durch eine athetotisch gelähmte Person, wie ich es vor kurzem in einem Amateurfilm gesehen habe.

Eine weitere Selektion betrifft die dargestellten Behinderungsarten. Während Rollstuhlfahrer und neuerdings auch Menschen mit Down-Syndrom immer häufiger im Fernsehen erscheinen, gilt

dies nicht ebenso für Menschen mit anderen Einschränkungen. Charaktere, die gehörlos oder blind sind, sieht man meistens nur als Opfer oder Täter in Krimis z.B. "Warte bis es dunkel wird" (1967), "Die einzige Zeugin" (1995), "Die toten Augen von London" (1939 und 1961), "Les morts ont des oreilles" (1993), "Do not disturb – Zwei Augen zuviel" (1999). Spielfilme wie "Schmetterlinge sind frei" (1972), "Gottes vergessene Kinder" (1986) oder "Jenseits der Stille" (1996) bilden eher die Ausnahme. Schwerstbehinderte Menschen gelten in Fachkreisen als "dem Publikum nicht vermittelbar". Über sie wird höchstens gesprochen; ins Bild gesetzt werden sie selten. Aber auch Menschen mit Behinderungsarten, die man "unsichtbar" nennen könnte, fallen durch den Raster. Allenfalls in medizinischen Ratgebersendungen wird auf ihre Probleme eingegangen. Als Teil von Serien und Spielfilmen sind sie mehr oder minder nicht vorhanden. So dürfte es kaum ein fiktionales Format geben, in dem das Drehbuch einen Diabetiker oder einen Dialysepatienten vorsieht.

An dieser Stelle müssen wir einen Begriff einführen, ohne den man in den Medien nicht mehr auskommt. Ich spreche von der Quote. Die größte Bedeutung hat sie zweifellos bei den Fernsehsendern, doch auch im Hörfunk und in Form der Auflagenhöhe bei den Printmedien spielt sie eine entscheidende Rolle. Immer wieder wird den Medienmachern die schlechte Qualität ihrer Produkte vorgeworfen. Blickt man nur auf das Resultat, mag der Vorwurf stimmen. Doch auch die Redakteure stehen unter Druck, einem Druck, den sich Außenstehende kaum vorstellen können. Fernsehsendungen, Hörfunkprogramme, Zeitungen sind nicht etwa so gut wie ihre Macher, oder nur zum geringeren Teil. Sie sind so gut wie ihre Zuschauer, ihre Hörer oder ihre Leser. Der Rezipient selbst bestimmt die Qualität. Eine Sendung, die nicht gesehen wird, ein Beitrag, der nicht gehört wird, ein Artikel, der nicht gelesen wird, findet keine Fortsetzung. Jeder vernünftige Journalist weiß das. Und wenn er es nicht weiß, wird er es spätestens von seinem Chefredakteur, dem Programmdirektor oder dem Intendanten beziehungsweise dem Zeitungsherausgeber lernen. Es braucht nur einige Flops und er wird schon selber die Schere im Kopf ansetzen, wenn ihm sein Job lieb ist. Darüber hinaus sind viele Mitarbeiter freiberuflich tätig, was ihre Abhängigkeit von der Akzeptanz ihrer Arbeiten noch steigert. Wir alle sind schuld, wenn Programme nicht besser sind. Schalten wir halt bei „Big Brother“ ab, lassen wir die Bild-Zeitung am Kiosk liegen! Nur auf diese Weise können wir Einfluss ausüben. Aber wie heißt es bei Bert Brecht? „Doch die Verhältnisse, sie sind nicht so!“ Sogar ich, obwohl selbst schwer behindert, muss als Leitender Redakteur der "Arbeitsgemeinschaft Behinderung und Medien" immer wieder meine Mitarbeiter an die Vermittelbarkeit unserer Themen erinnern. Was nützt die beste Botschaft, wenn man sie nicht

an die Frau oder den Mann bringen kann? Dass dies eine gefährliche Gratwanderung ist, wird wohl jedem einsichtig sein. Wo endet die Toleranz gegenüber dem Rezipienten und wo beginnt der Verrat an der eigenen Sache?

Die ABM "Arbeitsgemeinschaft Behinderung und Medien" hat neben lokalen Sendeplätzen Programmschienen bei den Privatsendern DSF und Kabel1 und im öffentlich-rechtlichen Fernsehen auf dem Kulturkanal 3sat. Würden wir uns nicht an die Vorgaben dieser Sender halten, gingen wir rasch der Möglichkeit verlustig, bundesweit gesehen zu werden. Man versucht folglich einen Mittelweg zu beschreiten, nämlich die eigenen Ideen und Botschaften in ein vorhandenes Schema einzubringen.

Vor kurzem hat das Zweite Deutsche Fernsehen eine Zuschaueruntersuchung in Auftrag gegeben. Es ging um die Frage, wie die Fernsehteilnehmer die Thematik "Menschen mit einer Behinderung" im ZDF dargestellt wissen wollten. Das Ergebnis war erschreckend, ja geradezu deprimierend. Die Mehrzahl der Zuschauer hält noch immer am überholten Bild des behinderten Menschen fest, wie es zu Zeiten von "Aktion Sorgenkind" geprägt wurde. Als habe es keine Ergänzung der Artikels 3 des Grundgesetzes gegeben und keine Gleichstellungsgesetze.

Mancher Journalist wird sich noch mit Nostalgie der früheren Jahre erinnern, als nur zwei Fernsehkanäle um die Gunst der Zuschauer buhlten. Nimmt man die Dritten Programme hinzu, die aber in der Regel jeweils nur in einem Bundesland zu empfangen waren, waren es trotzdem nur drei. Heute kämpfen zwanzig bis dreißig Sender untereinander und dann noch die Öffentlich-Rechtlichen gegen die Privaten. Man lasse sich nicht verleiten anzunehmen, für die Öffentlich-Rechtlichen spiele die Quote eine geringere Rolle als für die Privaten. Gerade für die Seite der privaten Anbieter ist die Gebührenfinanzierung der Öffentlich-Rechtlichen ein Dorn im Auge. Stellt sich dort heraus, dass die Akzeptanz solcher subventionierter Sender unter ein gewisses Niveau absinkt, wird der Ruf nach Abschaffung oder zumindest Reduzierung derartiger Programme unüberhörbar.

Ähnlich sieht es im Bereich der Printmedien aus. Hier ist das Anzeigenvolumen seit Jahren dramatisch rückläufig. Dazu muss man wissen, dass weniger die Abonnentenzahlen als viel mehr die Inserate das Geschäft einer Zeitung ausmachen. Natürlich wird die Zahl der Leser dann wieder relevant, wenn sich der Inserent fragt, wo er die meisten potentiellen Kunden erreicht. Dies ist der Grund, warum sich in vielen Branchen der Werbemarkt zum Fernsehen hin verlagert hat. Betrachten wir nun das Gesagte auf dem Hintergrund der Thematik "Menschen mit Behinderungen". Wir rechnen in der Bundesrepublik mit rund zehn Prozent Betroffene in der Bevölkerung.

Das wäre an sich ein respektabler Marktanteil. Doch damit ist es nicht getan. Menschen mit einer Behinderung sind völlig normale Fernsehteilnehmer, die nicht nur Sendungen über Menschen mit Behinderungen sehen wollen. Im Gegenteil, im Alterssegment 21 bis 35 Jahre ist sogar eine gewisse Aversion gegen derartige Formate festzustellen. Möglicherweise will sich diese Altersgruppe gar nicht so intensiv mit der eigenen Situation befassen und sucht eher die Anpassung an herkömmliche Standards. Anders als bei Zuschauern mit Migrationshintergrund handelt es sich bei Menschen mit Behinderungen nicht um eine homogene Personengruppe. Türkische Zuschauer werden türkische Programme einschalten, weil sie nur auf diese Weise Informationen in ihrer Landessprache geboten bekommen. Gleiches gilt bei dem von uns untersuchten Bereich lediglich für den Personenkreis der Gehörlosen. Die ausgewiesenen zehn Prozent behinderter Bürger haben folglich kaum eine Relevanz hinsichtlich der Akzeptanz der Thematik "Menschen mit Behinderung im Fernsehen". Aussagekräftiger ist hier schon die Tatsache, dass es um die besagten zehn Prozent ein Umfeld gibt von sekundär Betroffenen, also Angehörigen und beruflich Befassten. Sie sind für derartige Berichte und Informationen häufig wesentlich empfänglicher als die direkte Zielgruppe. Im Allgemeinen muss man jedoch feststellen, dass sich Programme in diesem Themenbereich ihr Publikum auch jenseits der direkt oder indirekt Betroffenen suchen müssen, wenn sie sich dauerhaft etablieren wollen.

Damit stehen wir wieder vor der Frage, wie müssen Berichte oder Sendungen aussehen, die einen breiteren Zuschauerkreis ansprechen sollen. Zunächst sind die Inhalte abzuchecken, bei denen eine überdurchschnittliche oder unterdurchschnittliche Akzeptanz vorliegt. Dann ist zu überprüfen, ob eine schlechte Akzeptanz möglicherweise mit der Machart eines Berichtes zusammenhängt. Erst wenn gewisse Einzelaspekte ausgeschlossen werden können, und sich die Beobachtung durch die Häufigkeit des Vorkommens bestätigt, lassen sich aus der Analyse verwertbare Aussagen treffen.

Die "Arbeitsgemeinschaft Behinderung und Medien" hat den unschätzbaren Vorteil, seit über zwanzig Jahren Filmberichte zu allen wichtigen Aspekten des Lebens von Menschen mit Behinderungen zu produzieren. In dieser Hinsicht ist es aufschlussreich, paradigmatisch das wöchentliche Fernsehangebot des Behindertenmagazins "Normal" auf dem Sender DSF, aufgegliedert nach Kategorien, mit der jeweiligen Zuschauerakzeptanz zu vergleichen. Gerade dieses Angebot eignet sich besonders gut für eine Analyse, da das Programm die unterschiedlichsten Aspekte der Behindertenthematik beleuchtet. Als Referenz dienen die Sendungen des Jahres 2001. Während Kunst und Kultur behinderter Menschen mit 17% aller Beiträge relativ häufig vertreten war,

wurde dieses Angebot mit lediglich 10% der Einschaltquote honoriert. Dabei könnte gerade die stärkere Berücksichtigung dieses Aspektes die Kluft zwischen behinderten und nichtbehinderten Bürgern einebnen. Umgekehrt bildete die Berichterstattung über Behinderteneinrichtungen nicht mehr als 8% der Filmanteile, fand aber 18% der Akzeptanz. Ein ähnliches Missverhältnis von Angebot und Nachfrage ergibt sich für den Bereich des Sports. 2001 betrafen 6% der Beiträge des Behindertenmagazins "NORMAL" diesen Themenkomplex, während die Akzeptanz bei rund 13% lag. Zu berücksichtigen ist in diesem Fall allerdings die Tatsache, dass dieses Programm auf einem ausgesprochenen Sportkanal ausgestrahlt wird, so dass die erhöhte Einschaltquote auch auf diesen Umstand zurückgeführt werden kann. Bedeutet dies nun, dass bestimmte Bereiche, die zwar uns, den behinderten Verantwortlichen, wichtig und sinnvoll erscheinen, vom Zuschauer aber nicht angenommen werden, zukünftig auszusparen sind? Sicher nicht. Ich hänge nämlich noch der traditionellen, vielleicht ein bisschen antiquierten Auffassung an, dass das Fernsehen auch einen gesellschaftlichen Bildungsauftrag hat. Man muss folglich nach der Verpackung suchen, durch die ein Inhalt vermittelbar wird. Nehmen wir das Beispiel "Behindertenpolitik". Immer wieder stellen wir fest, dass dieser Bereich nur wenig Resonanz bei den Zuschauern findet. Umgekehrt werden Porträts von einzelnen Menschen mit Behinderung durchaus gut akzeptiert. Wenn man also ein sozialpolitisches Thema quasi als Nebenprodukt eines Porträts einfließen lässt, ist mit einer höheren Aufnahmebereitschaft zu rechnen, als wenn die politische Botschaft selbst im Mittelpunkt steht. Wir machten diese Erkenntnis zum Beispiel bezüglich der Bewegung "People First". Indem wir Josef Ströbl in seinem Alltag zeigten, transportierten wir auch die Idee, für die er steht. Ganz im Gegensatz dazu wurde ein Porträt des Behindertenaktivisten Volker Schönwiese zu einem Quotenflop, weil Volker Wert darauf legte, dass vor allem seine politischen Ansätze Hauptinhalt des Filmes sein sollten, während das Private weit gehend außen vor zu bleiben habe. Wir sind eine Institution von Selbsthilfeverbänden, die sich die Medienarbeit zur Aufgabe gemacht hat. Daher werden wir nicht gegen die Interessen der Betroffenen und der Menschen mit Behinderung vor der Kamera unsere Ansichten durchsetzen. Aber es ist unsere Verantwortung, Filme und Berichte abzulehnen, von denen wir aus unserer Erfahrung wissen, dass sie vom Publikum nicht oder anders rezipiert werden, als die Protagonisten dies annehmen. Damit sind wir beim heiklen Thema "Selbsteinschätzung und Außenwelt". Fast jede Woche werden wir mit dem Wunsch konfrontiert, einen Bericht zu diesem oder jenem Sommerfest, zu dieser oder jener Tombola, zu diesem oder jenem Tag der offenen Tür zu machen. Die Wünsche sind verständlich, aber sie verkennen die Realität. Wer interessiert sich in einem bundesweiten Pro-

gramm für lokale Aktivitäten außer die direkt Beteiligten? Aber selbst wenn dem nicht so wäre, wollen wir wirklich das Bild der segregierten Aktivitäten, der Feiern unter unseresgleichen, der Paradebeispiele für Antiintegration verfestigen? Wie weit ist uns eigentlich bewusst, dass wir selbst es sind, die genau an dem Bild arbeiten, dass wir angeblich beklagen? Sollen wir also besser auf alle Medienpräsenz verzichten? Wir können es nicht, denn es gibt keinen besseren Weg, Vorurteile abzubauen. Wie wichtig dies ist, möchte ich Ihnen anhand einer Fernsehumfrage zeigen, die wir vor einiger Zeit in München machten. Wir wollten erfahren, was die Frau oder der Mann auf der Straße von Menschen mit Behinderungen weiß.

DVD

Nein, wir können nicht auf die Medienpräsenz verzichten. Aussagen wie die eben gesehene machen dies deutlich. Sie zeigen, wie viel Unverständnis noch in der Bevölkerung herrscht. Außerdem ist es eine Binsenweisheit: Was nicht im Hörfunk, in der Zeitung, im Fernsehen erscheint, hat nie stattgefunden. Unsere Gesellschaft ist eine Mediengesellschaft. Keiner kann sich dem Einfluss der Medien völlig entziehen. Was wir denken, wie wir handeln, wird zu einem Großteil von den Massenmedien bestimmt. Dies ist selbst dort der Fall, wo wir uns frei von derartigen Bevormundungen glauben. Die Macht der Bilder und Worte wird umso stärker, je weniger die Möglichkeit einer persönlichen Überprüfung gegeben ist. Jeder wird die Meldung, der EURO habe unsere Lebenshaltungskosten nur unwesentlich verteuert, durch Erfahrungen aus dem eigenen Umfeld widerlegen können. Statistisch gesehen, mag die Behauptung vielleicht sogar zutreffen; im konkreten Kontext stellt sie sich jedoch als irrelevant heraus. Hingegen ist der Bürger in Sachen "Irakkonflikt" in der Regel auf die mehr oder minder sachliche Berichterstattung der Medien angewiesen. Schließlich kann er kaum selbst nach Persien reisen, um sich vor Ort ein objektives Bild von der Lage zu machen.

Dies gilt in ähnlicher Weise auch für Informationen über Menschen mit einer Behinderung. Theoretisch könnte sich zwar jeder durch persönliche Wahrnehmung ein eigenes Urteil bilden, doch in der Praxis verhindern Berührungängste und andere Umstände zumeist eine solche Überprüfung. Ungeachtet der erheblichen Anstrengungen in den vergangenen Jahrzehnten, die Kluft zwischen den beiden Gesellschaftsgruppen einzuebrennen, ist ein persönlicher Kontakt untereinander noch weitgehend die Ausnahme. Daran ändert auch der Abbau architektonischer Hindernisse und der verbesserte Zugang zu öffentlichen Verkehrsmitteln nichts, wodurch man heute mehr Rollstuhlfahrer, gehbehinderte oder blinde Passanten als früher im Straßenbild sieht. Erwiesenermaßen führt dies nicht automatisch zu einer intensiveren Kontaktaufnahme. Vielmehr ist es noch

immer die Regel, dass Eltern ihre Kinder beim Anblick eines sichtbar von einer Behinderung Betroffenen ohne weitere Erklärung mit der Bemerkung fortziehen: "Da schaut man nicht hin; das tut man nicht!" Die Gemaßregelten werden niemals ein unverkrampftes Verhältnis zu Menschen mit einer Behinderung aufbauen können. Das Interesse für diese "exotischen Unbekannten" wird zukünftig immer als geradezu sündhaft, zumindest aber als etwas mit negativen Vorzeichen Belastetes empfunden werden.

In dieser Situation bilden die Medien die wichtigste und oft einzige Informationsquelle über das Leben und die Möglichkeiten von Menschen mit einer Behinderung. Zusammengefasst lässt sich behaupten: Was so genannte Nichtbehinderte über Menschen mit einer Behinderung wissen, erfahren sie in der Regel aus den Medien. Unter diesen Umständen ist es entscheidend, dass wir - und hier appelliere ich nachdrücklich an alle aktiv in der Behindertenpolitik Stehenden - uns in den Medien engagieren, nicht nur als Kritiker von Außen sondern auch und gerade als professionell gebildete Fachleute von Innen. Nur so wird das Thema "Behinderung in den Medien" auch in den kommenden Jahren eine Zukunft haben, ohne die selbst der Bereich der Behindertenpolitik nicht auskommen kann.

Es kann nicht mehr ausschließlich den außerhalb der Behindertenarbeit stehenden Redaktionen in Hörfunk, Fernsehen und im Printmedienbereich überlassen bleiben, welches Bild der Öffentlichkeit von behinderten Menschen vermittelt wird. Die Verbände, Selbsthilfegruppen, einzelne medienpolitisch engagierte Personen mit einer Behinderung, müssen selbst aktiv diese Medienwirklichkeit mitgestalten, wenn vermieden werden soll, dass Fremdbestimmung mehr und mehr um sich greift. Dies bedeutet nun nicht, dass journalistische Professionalität durch bloße Betroffenheit abgelöst werden könnte. Im Gegenteil: Vorhandene Professionalität ist einzusetzen, nichtvorhandene zu erwerben, um kompetent und aufgrund persönlicher Erfahrung zu Medienfachleuten in eigener Sache zu werden. Was Ursprung der Selbsthilfebewegung war, müsste auch zum Prinzip in der Medienarbeit werden: Nicht darauf zu warten, was andere für einen tun, sondern selbst zum agierenden Teil des Geschehens zu werden.